Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 150 (1984)

Heft: 12

Anhang: SOG : 150 Jahre Schweizerische Offiziersgesellschaft : Ansprachen an der Jubiläumsfeier in Fribourg 21. und 22. Oktober 1983

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SOG

150 Jahre Schweizerische Offiziersgesellschaft

Ansprachen an der Jubiläumsfeier in Fribourg 21. und 22. Oktober 1983

Beilage zur «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift»
ASMZ Nr. 1/1984

SOG

150 Jahre Schweizerische Offiziersgesellschaft

Ansprachen an der Jubiläumsfeier in Fribourg 21. und 22. Oktober 1983

Grusswort

Claude Schorderet, Syndic der Stadt Fribourg

Zweifellos wird das Jahr 1983 in der Schweizerischen Offiziersgesellschaft nicht in Vergessenheit geraten, feiert sie doch dieses Jahr ihren 150. Geburtstag.

Vorab möchte ich Ihnen für die Einladung der Behörden der Stadt Fribourg danken, die ich hier zusammen mit meinem Amtskollegen Gemeinderat Jean Aebischer vertrete. Im Namen dieses Rats überbringe ich Ihnen meine Glückwünsche zum Ereignis, das Sie hier in unserer Stadt versammelt. Wir schätzen uns glücklich, Sie hier zu empfangen, und wir sind stolz, von nun an mit unserer Stadt in der Geschichte Ihrer Gesellschaft zu erscheinen. Ihre Anwesenheit mag ein Symbol sein in der Geschichte unseres Kantons und ganz besonders unserer Stadt, deren militärgeschichtliche Ereignisse sehr zahlreich sind.

In der Tat hat der neue eidgenössische Kanton seit 1481 seine eigene Sicherheit verstärkt und das Bündnis der zehn Orte militärisch unterstützt.

Im Mittelalter war das Wort «Stadt» gleichbedeutend mit einem befestigten Platz, und die Militärorganisation der Stadt machte aus jedem Bürger einen Soldaten, dessen Posten festgelegt war. Fribourg war seit seiner Gründung eine kriegerische Stadt; alles trug dazu bei, der Stadt diesen Charakter zu geben: Die Lage an der französisch-deutschen Sprachgrenze, die hervorragende strategische Lage zum Schutz des Sarineüberganges, dieses tief eingebetteten Flusses, der schon im Sinne des Stadtgründers, des Herzogs von Zähringen, als Bollwerk gegen die französischen Herren dienen sollte, welche vordem in einem nahezu anarchischen Zustand gelebt hatten, ohne sich um das Deutsche Reich zu kümmern, dem sie angehörten.

Alle unsere militärischen Überlieferungen wie Treue, Notwendigkeit und Pflicht finden ihre Quellen und ihre Erklärung bereits in der Gründung Fribourgs. Hier – wie in den meisten Städten – war die Bürgerschaft das Fundament der Militärorganisation, indem sie an der Spitze einer gewissen Körperschaft zum Schutz und zur Verteidigung der Stadt stand und im Kriegsfall von den wichtigsten Magistraten der Stadt befehligt wurde.

Heute ist die Bürgerschaft friedlicher geworden und trägt weniger zum Krieg bei, dafür um so mehr zur Bewahrung der Spuren und der Schätze der Vergangenheit, indem sie mit viel Kunst und grossem Aufwand historische Bauten restauriert, wie den Aigle Noir, in dem wir uns heute versammelt haben.

In diesem Jubiläumsjahr Ihrer Gesellschaft bleiben über viele Generationen überlieferte Erinnerungen in den Gedanken. Es sind auch einige Züge der Geschichte, in die sich die markanten Ereignisse der Geburt und des Lebens einer Gesellschaft eingegraben haben. Das ist die eine Art, sich dem Ereignis anzunähern. Es gibt auch jene, welche darauf beruht, Anliegen Ihrer Vorgänger, welchen sie mit Überzeugung nachgegangen sind, in die Zukunft zu übertragen, eine Aufgabe, die Sie übernommen haben und die Sie weiterführen müssen, bestätigt doch Saint-Exupéry, dass Menschsein Verantwortung tragen heisst. Sie haben diese Verantwortung übernommen und den Willen gezeigt, denn keine Waffe ist allein fähig, den Ausgang eines Krieges zu entscheiden, es sei denn der Wille eines Volkes, seine Unabhängigkeit zu behaupten.

Durch Generationen von Offizieren, die Mitglieder Ihrer Gesellschaft waren, wurde eine Botschaft getreulich überliefert. Selbst wenn diese Botschaft manchmal in Frage gestellt wird, bewahrt sie ihren ganzen Wert und ihre ganze Kraft unter der wichtigen Voraussetzung, dass jene, die diese Aufgabe übernehmen müssen, sich nicht hinreissen, aber auch nicht durch Meinungsströmungen beeinflussen lassen, deren Gehör, das ihnen durch die Massenmedien verschafft wird, sich umgekehrt proportional verhält zur Ernsthaftigkeit und zur Bedeutung, die ihnen zuerkannt werden sollten.

In dieser Hinsicht erleben auch wir in unserem Beruf diese Art Übungen und bedauern, dass zu oft ein von den einen gelobtes Übermass an Demokratie schliesslich zur von den andern gewollten Anarchie führen kann. Damit die Demokratie spielen kann, braucht es Regeln, die von jedermann respektiert werden.

Und diese Festigkeit benötigen wir, wenn wir unserer nationalen Sicherheitspolitik gerecht werden wollen, wie sie das eidgenössische Parlament und der Bundesrat beschlossen haben. Das ist der Preis für unsere Freiheit und trägt durch unser Bekenntnis auch dazu bei, den Bürgersinn und die Vaterlandsliebe bei all jenen hochzuhalten, die ihn – vielleicht – heutzutage verloren haben könnten. Der 150. Geburtstag der Schweizerischen Offiziersgesellschaft ist eine Gelegenheit, dies in Erinnerung zu rufen.

Zum Schluss wünsche ich Ihnen, dass Sie Ihre Aufgabe mit Überzeugung weiterverfolgen, denn dies heisst auch, jenen Ehre zu bezeugen, die vor Ihnen waren und schon vor langer Zeit den manchmal schweren Weg aufgezeigt haben.

Marschhalt: 150 Jahre SOG 1833—1983

Oberst Roland Bertsch, Zentralpräsident SOG 1982—1985

150 Jahre alt ist die Schweizerische Offiziersgesellschaft in diesen Wochen. Oder ist sie 150 Jahre jung? An unserem heutigen kurzen Marschhalt wollen wir dieser Frage nachgehen.

Vergangenheit — Gegenwart

Unsere Gesellschaft wurde am 24. November 1833 als «Eidgenössische Militärgesellschaft» von Ostschweizer Offizieren gegründet. Unser Land hatte traurige Jahre hinter sich und turbulente Jahre vor sich:

— 1798 war die Alte Eidgenossenschaft aus mangelndem Zusammenhalt und Wehrwillen fast widerstandslos zusammengebrochen. In dieses Vakuum stiessen die europäischen Grossmächte und die Schweiz wurde zum Kriegsschauplatz fremder Heere. Ein politisches und militärisches Debakel also. Und unser Volk musste bitter erleben und erleiden, was es hiesst: «Jedes Land hat eine Armee; die eigene oder eine fremde.»

— Seit dem Bundesvertrag von 1815 setzten sich die Truppen der Eidgenossenschaft aus bunten kantonalen Kontingenten zusammen, die etwa 2% der Bevölkerung ausmachten. Die Ausbildung war den Kantonen überlassen und dauerte etwa 30 Tage für Soldaten, verteilt auf ein bis zwei Jahre. Die Vereinheitlichung suchte man sicherzustellen durch die Zentralschulen in Thun ab 1819, durch eidgenössische Inspektionen der Kantonskontingente und durch gemeinsame Übungslager. Der Erfolg blieb erwartungsgemäss ungenügend; d.h. ein gesamtschweizerisches Wehrwesen, das diesen Namen verdient, wuchs nur ganz allmählich heran und jeder Fortschritt brauchte schon damals — wie heute — unendlich viel Einsatz und ebensoviel Geduld.

Dieses Ungenügen wurde von einsichtigen Truppenkommandanten erkannt. Ganz besonders auf diesem Hintergrund wurde 1833 die Eidgenössische Militärgesellschaft gegründet, mit dem Ziel nämlich, «gute Waffenbrüderschaft und Gemeinsinn für das eidgenössische Wehrwesen zu befördern».

Rasch schlossen sich zahlreiche der bereits bestehenden kantonalen Offiziersgesellschaften der Eidgenössischen Militärgesellschaft an, im ersten Halbjahr schon die Appenzeller, die Aargauer und die Berner. Bereits 1860 waren mit 24 Offiziersgesellschaften alle Kantone und Halbkantone vertreten. So blieb es ... bis gestern. Mit grosser Freude darf ich Ihnen mitteilen, dass der Zentralvorstand und die Präsidentenkonferenz als 25. Kantonalsektion die Société Cantonale Jurassienne des Officiers, die Jurassische Offiziersgesellschaft, aufgenommen hat. Und wir freuen uns ganz besonders darüber, dass die Loslösung von der Kantonalbernischen Offiziersgesellschaft ohne Misstöne vollzogen werden konnte. Ein herzlicher Willkommgruss der Société Cantonale Jurassienne des Officiers im Kreise der SOG. Wir wünschen Ihnen viel Initiative und eine glückliche Hand bei Ihrer Arbeit zum Wohle unserer Landesverteidigung.

Damit wäre der Bogen zur Gegenwart gespannt. Doch lassen Sie mich nochmals zurückblenden auf das Jahr 1933. Damals wurden die ersten 100 Jahre der SOG in Zürich festlich begangen. Wie bei der Gründung waren die Zeiten aufgewühlt. Faschismus und Nationalsozialismus warfen ihre düsteren Schatten auf unser Land. Doch noch immer war als Folge der Schrecken des 1. Weltkrieges der Pazifismus weit verbreitet: «Nie wieder Krieg» war die Parole. Man setzte hohe Erwartungen in den Völkerbund und in die Abrüstungsverhandlungen, die schon damals in Genf stattfanden. In unserer Armee dauerte die Rekrutenschule 67 Tage, ein Wiederholungskurs 2 Wochen. Der Karabiner 31 war gerade in Einführung begriffen; ein Jahr später, 1934, folgte der Minenwerfer 8,1 cm und gleichzeitig die 4,7-cm-Infanteriekanone als erste Panzerabwehrwaffe unserer Armee. — Aus zwei Gründen wollte ich in die frühen dreissiger Jahre zurückblenden:

— Unserer Einladung sind über 70 ehemalige Korps-, Divisions- und Brigadekommandanten gefolgt, welche diese schwierige Zeit selber miterlebt und zum Teil mitgestaltet haben. Ich begrüsse Sie, meine Herren, die Sie jetzt im zweiten Glied stehen, ganz besonders herzlich. Sie alle haben vielen von uns vieles gegeben.

— Ich wollte aber auch deshalb nochmals um 50 Jahre zurückblenden, weil die Parallelen zur heutigen Zeit unübersehbar sind:

a) Damals wie heute war die Friedenserhaltung bei allen Völkern ein tiefes, echtes Anliegen. Diese Sehnsucht wurde aber, und wird noch immer in hinterhältiger Weise missbraucht und versteckt in den Dienst machtpolitischer Zielsetzungen gestellt.

b) Damals wurde über Abrüstung verhandelt, lange und zäh wie heute, mit Resultaten, die nicht froh stimmen können.

c) Damals rief Bundesrat Rudolf Minger auf zu grösseren Anstrengungen für eine ausreichende Ausrüstung unserer Armee. Das Schweizervolk folgte ihm zuerst zögernd, und dann in sehr eindrücklicher Weise. Erinnert sei an die weit überzeichnete Wehranleihe. Und heute? Nicht unserem Jubiläum, sondern der Wahrheit zuliebe darf heute dankend anerkannt werden, dass in den letzten Jahren viel getan wurde, unsere Gesamtverteidigung und insbesondere die kostspielige militärische Landesverteidigung der wachsenden äusseren Bedrohung anzupassen. Erinnert sei an die Panzerabwehr des Füsilierbataillons, an den Raumschutz, an die wesentliche Modernisierung der Artillerie, an den Flabschutz der mechanisierten Verbände. Der neue Kampfpanzer ist im Anrollen (vielleicht etwas gar gemächlich für das Temperament eines Panzermannes). Für diese grossen Anstrengungen, die wahrlich niemandem geschenkt wurden, sei Regierung und Parlament gedankt; dafür danken wollen wir heute aber auch dem ganzen Schweizervolk. — Und so könnten wir also, wunschlos glücklich, zum gemütlichen Teil übergehen? Leider nein, davon sind wir ein weites Stück entfernt.

Aufgaben, die uns heute beschäftigen

Rüstung

Die mögliche Bedrohung ist parallel zum technischen Fortschritt unglaublich angewachsen und sie wächst vorerst

leider weiterhin, schraubenartig Umdrehung um Umdrehung. Und wir müssen uns deshalb immer wieder fragen: Tun wir auch wirklich alles, was nötig ist für unsere militärische Landesverteidigung, für eine glaubwürdige Abwehrbereitschaft nach aussen? Vielleicht eben doch nicht ganz. Das mag unersättlich klingen, nach den grossen Rüstungsvorhaben der letzten Jahre und der nahen Zukunft. Indessen, erneuern, investieren ist eine Daueraufgabe, in der Armee genau gleich wie in der Industrie. Ein einmal eingetretener Rückstand ist kaum oder nur mit einem Kraftakt aufzuholen. Wer unsere Armee von innen kennt, der weiss sehr wohl, dass wir einen grossen Nachholbedarf für Rüstungsgüter hoher und sehr hoher Priorität haben. Und gerade heute müssen Beschaffungsvorhaben zeitlich sehr stark in die Länge gezogen, hinausgeschoben oder ganz fallengelassen werden. Die verfügbaren Mittel sind auf so lange Zeit hinaus gebunden, dass die mittelfristig anzustrebende Beweglichkeit in der Rüstung verloren geht; oder aber nur unter Verzicht auf andere wichtige Vorhaben wieder gewonnen werden kann. Wir müssen uns deshalb in allem Ernst fragen: Will die Armee zu viel? Oder aber wenden wir zu wenig auf für unsere Armee? Für das zweite gibt es tatsächlich Hinweise, und ich werde einmal mehr nicht müde, darauf hinzuweisen:

— Mit knapp 2% des Bruttosozialproduktes geben wir für unsere militärische Landesverteidigung im internationalen Vergleich wenig aus. In fast allen westeuropäischen Ländern liegen die entsprechenden Kennziffern bei 3,5 bis 5%. Wir wissen zwar, dass unser Milizsystem kostenwirksam ist und dass tatsächlich rund die Hälfte der Militärausgaben für Material und Bauten eingesetzt werden kann, gegenüber zirka einem Drittel im Ausland. Diese positiven Seiten vermögen aber den nötigen Ausgleich bei den Investitionen nicht herbeizuführen.

— Bis Mitte der sechziger Jahre betrugen die Militärausgaben rund 2,5% oder mehr des Bruttosozialproduktes. Dann ging der Anteil stetig zurück bis 1975 auf zirka 1,8%. Seither pendelt er zwischen 1,8 und 2% des BSP. Und dies bei zunehmender Technisierung und damit Kapitalintensität der Rüstungsgüter, unserer Wirtschaft und unserer Umwelt ganz allgemein. Fast wäre man deshalb versucht, das unselige Wort von der Demontage heranzuziehen. Ich tue es nicht. Aber wir dürfen nicht übersehen, dass wir heute gemessen am BSP-Anteil rund einen Viertel weniger für die militärische Landesverteidigung aufwenden als in den sechziger Jahren.

Die Folgen sind nicht ausgeblieben: Um auch nur die dringendsten Rüstungsvorhaben einigermassen zeitgerecht verwirklichen zu können, sind in absehbarer Zeit jährliche Mehraufwendungen von 500 Millionen bis gegen 1 Milliarde Franken nötig. Das mag auf Anhieb übertrieben — vielleicht arrogant — tönen. In Tat und Wahrheit bedeuten diese grossen Beträge aber 0,2 bis 0,5% des Bruttosozialproduktes. Der Einsatz würde dann wieder knapp dem entsprechen, was in den sechziger Jahren für die Landesverteidigung üblich war. Ist dem Schweizervolk die Kriegsverhinderung durch eine glaubhafte Abwehrbereitschaft soviel wert? Der ganz grossen Mehrheit ja, sofern sie offen informiert wird; davon bin ich überzeugt.

Wer derartige Zahlen nennt, muss erwarten, als Säbelrassler verschrien zu werden, der eine Grossmachtarmee im Taschenformat will. Die Antwort darauf fällt leicht: Wer unserer Infanteriearmee die schweren Feuermittel zur direkten oder indirekten Unterstützung und Entlastung dort, wo es heiss wird, nicht zugestehen will, der meint es nicht gut mit unseren Füsilieren; er steht im Grunde wohl mehr mit Worten als mit Taten zu unserer Armee. Zugunsten unserer jungen, einsatzfreudigen Soldaten, vor denen ich grosse Hochachtung habe, muss doch der Grundsatz gelten: «Geld spart Blut», nicht umgekehrt. Dafür setzt sich die SOG überzeugt und beharrlich ein, heute wie eh und je.

Ausbildung

Das *Instruktorenproblem* besteht wohl ebensolange, wie es Instruktoren gibt. Dass heute 150 bis 200 Instruktionsoffiziere fehlen, ist nachgewiesen, mit allen nachteiligen Folgen für die anspruchsvolle Erziehung und Ausbildung unserer jungen Milizkader; nachhaltig aber auch für das Privatleben unserer Instruktoren. Dass anderseits der Personalstopp seine heilsamen Seiten hat, ist ebenfalls nachgewiesen. Was nun? Der Ruf nach einer Ausnahmeregelung läge nahe. Doch wohl bietet sich dem EMD eine andere Chance. Wie in jeder privaten Maschinenfabrik dürften auch in den eidgenössischen Rüstungsbetrieben noch Rationalisierungsreserven schlummern. Dass diese aus politischen und zum Teil regionalen Gründen schwieriger zu mobilisieren sind als im privaten Bereich, ist bekannt. Immerhin müssten dort schrittweise 150 bis 200 Stellen ohne soziale Härten zugunsten des Instruktionskorps freizumachen sein. Das wären 3 bis 4% des gegenwärtigen Personalbestandes ohne Lehrlinge; ein Ziel, das aufgrund ziviler Erfahrungen innert einiger Jahre erreichbar sein sollte.

Dass wir mit den *Ausbildungsplätzen* in unserem dicht besiedelten Land Probleme haben, ist nicht überraschend. Und dass es ganz besonders schwer fällt, neue Ausbildungsplätze zu schaffen, häufig als Ersatz für verlorengegangene Übungsmöglichkeiten, ist ebenfalls nicht überraschend. Wir verstehen die direkt betroffene Bevölkerung sehr wohl, die den Bau militärischer Ausbildungsinstallationen nicht herbeisehnt, und in manchen Fällen diese mit allem Nachdruck ablehnt. Und es kann sehr schwer fallen, sich dem Gemeinnutz beugen zu müssen. Weniger Verständnis haben wir für die gelegentlich unheiligen Allianzen zum Kampf gegen neue Ausbildungsplätze. Da drängen sich doch, verborgen unter naturfarbenen Pelerinen, zum Teil Leute hinein, denen die Idee unserer Gesamtverteidigung ein Dorn im Auge ist, und die unsere Armee am liebsten abschaffen möchten. Die Sicherstellung ausreichender Ausbildungsplätze braucht deshalb Ausdauer, Geduld und sehr gute Nerven. Hier wirkt die SOG nach Kräften und auf breiter Basis mit.

Wenn der politische Kampf einmal ausgestanden ist und die Rauchschwaden verflogen sind, zeigt sich glücklicherweise aber doch immer wieder: Umweltschutz und militärische Ausbildung können sich durchaus vertragen. Das Nebeneinander von militärischer Ausbildung und ziviler Raumnutzung, etwa Alpwirtschaft und Tourismus, ist bei gutem Willen auf allen Seiten sehr wohl möglich. Rücksichtnahme und gegenseitiges Verständnis sind Voraussetzung sowie Hilfsbereitschaft von seiten der Truppe. Im Aufbau und in der Pflege eines korrekten, freundlichen Verhältnisses zur betroffenen Zivilbevölkerung haben wir Offiziere eine verantwortungsvolle, dankbare Aufgabe, zum langfristigen Nutzen unserer Armee.

Bekenntnis zur Gesamtverteidigung

Die SOG steht überzeugt zur Idee der Gesamtverteidigung. Obwohl wir uns von der Zielsetzung her vor allem für die militärische Landesverteidigung einsetzen, sind wir nicht einäugig. Wir wissen um die Bedeutung aller Säulen unserer Gesamtverteidigung, nämlich:

— die Aussenpolitik, als aktive Neutralitätspolitik verstanden, getragen von internationaler Mitverantwortung und Solidarität;

– die militärische Landesverteidigung, mit dem Ziel der Kriegsverhinderung durch Abwehrbereitschaft, aber auch als Instrument hartnäckiger Notwehr;
– der Zivilschutz als Voraussetzung für das Überleben und Durchhalten der Bevölkerung, unserer Angehörigen;
– die wirtschaftliche Landesversorgung;
– der Staatsschutz;
– sowie Information und psychologische Abwehr.

Wir sind überzeugt, dass die umfassende Idee unserer Gesamtverteidigung noch viel zu wenig bekannt ist. Hier tut Information auf ganz breiter Basis not, auch in unserer Gesellschaft. Wenn dies gelingt, dürften manche, heute emotionsgeladene Fragen leichter und ruhiger zu lösen sein:

– Etwa die Mitwirkung der *Frau in der Gesamtverteidigung,* was richtig verstanden nichts, aber auch gar nichts mit Militarisierung unserer Gesellschaft zu tun hat. Die Frauen sollen sich in Not- und Krisensituationen lagegerecht verhalten können. Und das bedingt eine einfache Grundausbildung, die wohl vorwiegend auf lokaler Ebene zu vermitteln ist. Unsere Frauen haben dazu weniger eine Pflicht, als vor allem ein Recht, zum eigenen Schutz und zum Wohle unserer Familien.

– Für die *Dienstverweigerer aus religiösen und ethischen Gründen* sollte es in absehbarer Zukunft möglich sein, einen Platz zu finden im Rahmen der Gesamtverteidigung mit ihrem vielfältigen zivilen Bereich. Der Idee des persönlichen Entscheides über Militärdienst oder über eine andere Art der Dienstleistung, der «Selbstbedienung» also durch den blossen Tatbeweis, können wir uns allerdings nicht anschliessen.

– Der *Zivilschutz* macht das Überleben der Bevölkerung auch bei der Bedrohung mit Massenvernichtungsmitteln möglich. Wir sind deshalb auf abschätzige Angriffe gegen den Zivilschutz ganz besonders sensibel. Diese Angriffe richten sich direkt gegen unsere Zivilbevölkerung, gegen den Schutz unserer Frauen, Kinder und alten Menschen. Das ist in der heutigen Welt unverantwortlich und zugleich unmenschlich.

Wir begrüssen den rechtzeitigen Übertritt von Offizieren in die zivilen Führungsstäbe und in den Zivilschutz; damit sollen die noch bestehenden organisatorischen Lücken rascher geschlossen werden. Es ist heute tatsächlich nicht so, dass sich die Offiziere zum Zivilschutz drängen. Hier ist wohl ein Umdenken bei uns selber nötig. Ich danke deshalb allen Kameraden, die unabhängig von persönlichen Wünschen mit dem guten Beispiel vorangehen und sich in späteren Jahren im zivilen Bereich der Gesamtverteidigung persönlich engagieren.

Wir haben Grund zum Selbstvertrauen

Zum Schluss möchte ich mich an unsere mittelalterlichen und jungen Mitglieder wenden, an die anwesenden und die abwesenden: Im «Kleinen Orientierungsheft Schweiz», jenem Konzentrat von Spionageergebnissen des Deutschen Heeres gegen die Schweiz aus dem Jahre 1942, ist von der übertriebenen Kritiksucht unserer Milizoffiziere die Rede. Haben wir uns seither wesentlich geändert? Ich bin nicht so ganz sicher. Vielmehr glaube ich, dass sich hinter mancher Kritik da und dort etwas anderes verbirgt: Mangelndes Selbstvertrauen. Wir sind zwar geübte, fleissige Planer und darin gut ausgebildet. Aber sind wir auch entschlossene, mutige – nicht tollkühne – Kämpfer? Sagt uns die Geschichte von David und Goliath noch etwas? Oder glauben wir kleinmütig: Die andern können alles, wir können nichts. Die andern haben alles, wir haben nichts. Denn so ist es nicht! Mit unserer Gefechtsform der Abwehr haben wir eine gute Chance; dann, wenn wir die Abwehr nicht abwartend-passiv, sondern aktiv und angriffig führen. In einer modernen Panzerdivision in West und Ost sind nur etwa 10% aller Fahrzeuge Kampfpanzer. Ein solcher Gegner ähnelt einem Saurier, den es gilt, an der richtigen Stelle anzupacken und zu schlagen. Wir dürfen getrost auf uns selber vertrauen, wenn wir auch auf der Rüstungsseite das tun, was nötig ist. In diesem Geist wollen wir weitergehen; dann sind wir die 150 Jahre *junge* Schweizerische Offiziersgesellschaft. Als Wegzehrung möchte ich Ihnen das Wort eines weisen Soldaten, Edgar Schumacher, mitgeben:

«Wer Menschen ergreifen will, muss selber ergriffen sein.
Wer Wege aufzeigen will, muss selber unterwegs sein.»

Bewaffnete Neutralität in der Gegenwart und Zukunft

Bundesrat G.-A. Chevallaz, Chef des EMD.

Es hätte wenig gebraucht, einige Wochen nur, und es wäre mir versagt geblieben, mit Ihnen den 150. Geburtstag der SOG als Chef des Eidgenössischen Militärdepartementes zu feiern. Ich hätte dies ausserordentlich bedauert, weil ich der Rolle der Schweiz. Offiziersgesellschaft eine grosse Bedeutung in dreifacher Hinsicht beimesse: Engagement für die Landesverteidigung, für die ausserdienstliche Weiterbildung und für die Stärkung der Kameradschaft, einer Kameradschaft, die mir seit meiner Jugend zuteil geworden ist und an der ich bis heute teilhaftig bleiben konnte. Zweifellos war ich nicht immer in der Lage, den Wünschen und Vorschlägen Ihres Vorstandes zu entsprechen, insbesondere was die Ausrüstung unserer Armee betrifft. Um so mehr habe ich aus den gepflegten Kontakten wesentliche Vorteile für beide Seiten zu erkennen vermocht. Einerseits trugen sie dazu bei, für ihre Begehren mehr Verständnis zu erlangen und zusätzliche Informationen zu geben; andererseits konnte ich meine und die Anliegen des Bundesrates, insbesondere die Erfordernisse der Finanzplanung, der Prioritäten und das Armeeleitbild mit Ihnen erläutern.

In allen Fällen spielt die Offiziersgesellschaft bei der Geltendmachung ihrer Forderungen eine wichtige Rolle zur Bildung der öffentlichen Meinung. Der Erfolg der grossen Versammlungen und Manifestationen liegt im Anklang, die sie in der Öffentlichkeit gefunden haben, die besser, konkreter und präziser über den Stand der Wehrbereitschaft und die beabsichtigten Beschaffungen Aufschluss gaben. In dieser Beziehung muss man eingestehen, dass es dazu oft Mut brauchte und auch weiterhin brauchen wird, um grosse militärische Veranstaltungen durchzuführen, dies in Konfrontation mit den defätistischen Bewegungen und konfusen Bewegten für den Frieden, die allerdings eine kleine Minderheit bilden und keineswegs als repräsentativ angesehen werden können, obschon die Medien ihnen ausserordentlich viel Gehör schenken.

Die Offiziersgesellschaft hat einen klaren Auftrag in der Militärpolitik des Bundes und ich bin glücklich darüber, dass sie sich am heutigen Tag nicht allein auf frühere grosse Ereignisse und längst vergangene Heldentaten berufen muss, sondern ihren Geburtstag in einer prospektiv organisierten Gesamtverteidigung feiern darf.

Die Welt von 1983 hat die Distanzen überwunden, die Verbindungen sind augenblicklich hergestellt, die Abhängigkeit und Überlagerung der Wirtschaft, die Finessen der Technik, ihr Atompotential, für das Gute und das Verderbliche, ist nicht mehr die Welt von 1291, wo die Urner barfuss mit dem Morgenstern auf die gepanzerten Österreicher einschlugen. Es ist auch nicht das Europa von 1848, wo die ersten Eisenbahnen kurzatmig durch die Gegend schnaubten und kaum dazu geeignet waren, das Zeitalter der Kutsche in die Vergangenheit zu verweisen. Wenn auch die Geschichte und die Traditionen schwer wiegen und weiterhin gewichtig bleiben, genügt es eben doch nicht, ein «Roulez tambours» zu intonieren, um die heutigen Probleme zu lösen und die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft zu sichern.

Die Welt und Europa von 1983. Seit dem letzten Weltkrieg haben wir die grössten, die tiefgreifendsten und die schnellsten Veränderungen durchgemacht, die die Geschichte und die Menschheit je aufzuweisen hatten. Reich an neuen Techniken, an Komfort, an Wohlergehen, zu ungleich verteilt, an Bild- und Nachrichtenübermittlung, die uns live alle Emotionen, Besorgnisse oder Leidenschaften von jedem Punkt der Erde übermitteln. Unangepasste, unzusammenhängende und destabilisierende Veränderungen. Veränderungen voller Turbulenzen, von innerer Zerrissenheit, von sozialer Verzerrtheit und politischen Differenzen, von schwerer Besorgnis, konfus und unbeherrscht. «Wir wissen nicht, wohin wir gehen, aber wir gehen schnell dorthin», als würden wir von ausserordentlichen wissenschaftlichen Entdeckungen getrieben. Diese Beherrschung des rationalen Denkens und der Technik bestimmt als Kompensation das politische und soziale Verhalten der Menschen zur irrationalen Unordnung, zu fanatischen Ideologien, zu archaischem Materialismus und möglicherweise zu nationalen oder persönlichen Ambitionen.

Die Vernunft, das einfache Empfinden, die Beschäftigung mit dem Frieden und einer allgemeinen Wohlfahrt verlangen ein Überdenken der weltweiten Ressourcen, einen rationalen Plan der Arbeitsteilung, frei von Vorurteilen und Interessen, inspiriert vom Willen der Koexistenz, nicht nur der friedlichen, sondern der kooperativen und herzlichen. Viele entsprechende Institutionen wurden in diesem Sinne um und in der UNO geschaffen. Die Schweiz kann sich ihnen nicht entziehen und sich in eine verblendete Isolation zurückziehen und mit gutem Gewissen auf ihren Gold- und Devisenreserven sitzen bleiben. Aber man muss gleich eingestehen, dass diese notwendigen und vernünftigen Anstrengungen zur internationalen Solidarität stark und tiefgehend kompromittiert, oft sogar durch die materiellen Verschiedenheiten paralysiert sind zwischen unbeschreiblicher und epidemischer Armut der Dritten und Vierten Welt einerseits, und der Verschwendung der Ressourcen und Energien der Industriestaaten, mit vielen internen Streitigkeiten, regionalen Konflikten, ideologischen Misshelligkeiten, wirtschaftlichen Interessenkonflikten und obendrein die grundsätzlichen Anschauungen zwischen Ost und West, andererseits.

Schon im 18. Jahrhundert hat der Baron Grimm und im 19. Jahrhundert der Politologe Alexis de Tocqueville vorausgesehen, dass die Welt sich in zwei Machtblöcke spalten werde. Tocqueville schrieb 1834:

«Il y a aujourd'hui sur la terre deux grands peuples, qui, partis de points différents, semblent s'avancer vers le même but; ce sont les Russes et les Anglo-Américains ... — Pour atteindre son but (l'Américain) s'en repose sur l'intérêt personel, et laisse agir sans les diriger la force et la raison des individus. — Le Russe concentre en quelque sorte dans un homme toute la puissance de la société — l'un a pour principal moyen d'action la liberté, l'autre la servitude. — Leur point de départ est différent, leurs voies sont diverses; néanmoins, chacun d'eux semble appelé par un dessein secret de la Providence à tenir un jour dans ses mains les destinées de la moitié du monde.»

Wenn die Demarkationslinie in Yalta weltverbindlich und für immer gezogen worden wäre, könnte man notfalls in dieser Sache resignieren, sie ohne Feigheit als geschichtliche Gegebenheit hinnehmen. Aber diese Linie ist keineswegs

stabilisiert: Jenseits dieser Linie, konkretisiert durch eine Mauer, versehen mit Selbstschussanlagen und mit Minen abgesichert, tolerieren früher freie Völker nur ungern den totalen Machtanspruch eines totalitären Regimes. Diesseits der Mauer oszillieren die westlichen Demokratien durch ideologische Propaganda, durch die verbreitete Angst, durch Emotionen der Medien, durch die atomare Erpressung zum Pazifismus und zur einseitigen Abrüstung, zwischen dem über den Bildschirm verbreiteten Geschrei der Massendemonstrationen und Meinungsumfragen, und sind so nicht mehr in der Lage zu einer kohärenten und klaren Politik, zur Koordination und zur gemeinsamen Verteidigung.

Kommt noch hinzu, dass sich West und Ost im nahen Osten, am Golf, in Afrika und in Südamerika gegenüberstehen. Der eine schiebt seine Figuren, Dame und Pferd, als ostdeutsche Techniker oder kubanische Söldner, methodisch nach vorne. Ein harter Spieler, überzeugt von der politischen Kontinuität (3 Aussenminister in 50 Jahren), von der Autorität der Macht, gestützt durch eine unerbittliche und die weltstärkste Armee, durch eine von gehorsamen Medien gelenkte öffentliche Meinung. Der andere, gross, getrieben von den Launen verschiedener Wahlen, von missfallenden Empfindlichkeiten jenen gegenüber, die in Europa und anderswo bereit sind, für die Freiheit zu kämpfen oder es bereits tun.

Was stellt die Schweiz in diesem Kontext dar, was hat sie zu verteidigen? Hängt sie sich an ihre politische Souveränität und ihre immerwährende Neutralität als beste Garantie? Opfert sie sie den Illusionen einer «Weltrepublik», verbrennt sie die Pässe um sich, wie es der junge Mann nach dem Krieg zu tun versuchte, einem Pass als «Weltbürger» unterzuordnen? Leider sind die notwendigen und lobenswerten Anstrengungen der Vereinten Nationen nicht ausreichend, um uns eine Weltordnung zu garantieren, in der Freiheit und Ausgewogenheit herrschen. Wir bestehen darauf, Herr im eigenen Hause zu sein, sich nach unseren Kirchtürmen zu orientieren, an unsere politischen Mikroklimas, an unseren Stil des Regierens und Lebens, an die Koalition der Unterschiede und an die Widerstände, denen wir die Existenz des Landes verdanken, festzuhalten.

«Ich will, dass der Mensch seine Eigenständigkeit bewahrt, um der Gemeinschaft besser dienen zu können», sagte ein Waadtländer Philosoph. In Abwandlung dieses Satzes könnte man sagen, die Schweiz vermöchte zur internationalen Solidarität und zu einer lebenswerten Welt mehr beitragen, wenn sie Herr über ihre eigenen Entschlüsse bleibt und das Ruder in den Turbulenzen und den Streitereien der anderen fest in der eigenen Hand behält. Die Weigerung, politische oder militärische Bindungen einzugehen, setzen unsere Neutralität und damit auch unsere bedingungslose Unabhängigkeit voraus. Die politische Vernunft 1983 bestätigt die seit Marignano im Jahre 1515 eingegangene Neutralitätsverpflichtung und das Statut, das uns 1815 die Grossmächte definiert haben.

Aber diese Zweisamkeit von Neutralität und Unabhängigkeit ist kein Geschenk der Vorsehung für immer. Die Garantie der Grossmächte genügt nicht, sie zu gewährleisten. Sie muss gesichert, bestätigt und verteidigt werden. Weil wir es 1798 vernachlässigt haben, trudelten wir in die Situation, in der sich heute der Libanon befindet, der Krieg auf dem eigenen Territorium und schliesslich der Bürgerkrieg, dem Bonaparte durch die Mediationsakte ein Ende bereitete.

1870, 1914 und 1939 waren wir einig und besser vorbereitet. Ist es 1983 auch so? Die wirtschaftichen Schwierigkeiten, die Massenbewegungen — oft angesteckt von aussen wie durch einen Virus — das konventionelle Militärpotential, die Atomwaffen, die biologischen und chemischen Waffen, sind sie nicht geeignet, den Abwehrwillen eines kleinen Landes als Bedingung für seine Existenz zu schwächen?

Viele glauben es, andere rücken ihre religiösen Überzeugungen oder ihre Ablehnung von Gewalt in den Vordergrund, andere können ihre Angst vor einem nuklearen Holocaust nur schwer verbergen. Die einen wie die andern fordern, einseitig wo möglich, den Verzicht auf die Anwendung der Waffen und den gewaltlosen Widerstand gegen einen Angreifer, wenn nötig mit Massendemonstrationen, mit Streiks oder zivilem Ungehorsam.

Der Krieg ist zweifellos das brutalste, das unvernünftigste, das verdammenswerteste Mittel, die Differenzen zwischen den Menschen zu bereinigen. Aber er existiert trotz 25 Jahrhunderten Buddhismus und 2000 Jahre nach der Bergpredigt. Er ist nicht abzuhalten, nicht abzuschrecken durch Beschwörungen, durch Gebete und Umzüge für den Frieden gegen durch Eroberungslust getriebene andere Länder. Gandhi ist es durch seine Feldzüge der Gewaltlosigkeit gelungen, ein verbrauchtes England zu bewegen, Indien die Unabhängigkeit zuzugestehen. Aber auch er starb durch Gewalt. Das freie Indien hat den Krieg erlebt, die gegenseitigen Massacker von Hindus und Pakistanis; und die eiserne Lady, die es regiert, hat es mit der stärksten Armee in Süd-Ost-Asien ausgerüstet. Die revolutionären Regimes, die den ewigen weltweiten Frieden versprochen haben, sind rasch auf die Seite des militärischen Imperialismus übergesprungen. Die französische Revolution, grundsätzlich friedlich, hat das grösste Kriegskarussel eröffnet, das Europa je gekannt hat. Die Kommunisten von 1917, die in ihrer Internationalen sangen, «ihre Kugeln seien für die eigenen Generäle» bestimmt, wären heute nicht wenig erstaunt, einem Defilee der stärksten Armee dieser Erde auf dem Roten Platz beizuwohnen.

Die guten Absichten, die Appelle zur Vernunft, die einseitigen Friedensinitiativen haben, oh Wunder, nie mehr vermocht, als einen Gegner zur Machtentfaltung zu ermuntern!

Über den gewaltfreien Widerstand schrieb der eben verstorbene Raymond Aron in seinem Buch «Krieg und Frieden zwischen den Nationen»: «Cette théorie suppose que le temps des massacres ou des exterminations est définitivement passé, qu'un peuple qui met bas les armes ne sera ni déporté, ni réduit, ni réduit en esclavage, ni purement et simplement exterminé. Il n'y a malheureusement aucune raison de souscrire à cet acte de foi» ... Und wie es die kürzlichen Beispiele und vor allem die Judenvernichtungen zeigen, «... le coût de l'asservissement, pour un peuple ou pour une culture, peut être plus élevé que le coût de la guerre, même de la guerre atomique».

Wir könnnen hier nicht den Staat Gottes erlangen, wo die Wölfe zu Schafen und die Kanonen zu Pflügen geschmiedet werden. Wir leben unter Bedingungen, die Menschen und Völker geschaffen haben, unter Bedingungen des Kampfes und des Konfliktes, wie sie die Natur geschaffen hat, «unfähig, von sich aus Gutes zu tun», wie es ein reformistischer Theologe ausdrückte.

Die Gemeinschaft, in der wir leben, hat das Recht, von all jenen, die ihr angehören, ihren Beitrag für die Verteidigung zu fordern. Man kann diesen Beitrag auch durch einen waffenlosen Dienst leisten. Man kann den Dienstverweigerern — wir tun es bereits — einen Ersatzdienst zum Wohle der Gemeinschaft vorschlagen. Dieser Dienst muss aber durch Dauer und Anforderung eine abschreckende Wirkung haben, die über zwei oder drei Monate loser Gefängnishaft hinausgeht, aus der die meisten mit dem Glorienschein des Märtyrers und im Blitzlicht der Kameras entlassen werden.

Ich lege allerdings Wert darauf, meinen Widerstand für allzu grosse Zugeständnisse an die Dienstverweigerer ausdrücklich namhaft zu machen. Zugeständnisse, die den

Schluss zuliessen, die Dienstverweigerer verfügten über ein höheres Gewissen, als die 35 000 Rekruten, die während vier Monaten bei Regen, Schnee und anderen Erschwernissen den Dienst leisten, und denen man niedrigere Verhaltensweisen, Labilität und Anpassung an die gegebenen Umsätnde, vorwirft, sind nicht statthaft. In ihrem feldgrauen Anzug werden sie als minderwertige Christen gegenüber dem im weissen Kleid des Unschuldigen erscheinenden Dienstverweigerers abgestempelt.

Wir müssen gegen eine derartige Kopfstellung der Tatsachen ankämpfen. Das Gewissen ist auch Träger des Willens zur Verteidigung der Gemeinschaft, des geistigen Erbes, es schliesst die Lebensweise, die Freiheit und die Solidarität mit jenen, die uns nahestehen, ein.

Unter welchen Umständen ist die Verteidigung denkbar?

Welches sind die Chancen dieser Verteidigung? Wenn unsere Vorbereitungen und unser Wille nicht ausreichen, eine Aggression abzuwehren, sind wir zu einer Masada ohne Hoffnung oder zur Kapitultion nach einem ersten Feuerwechsel verurteilt.

1914 und 1918 waren wir mit ähnlichen Fragen und ähnlichen Fakten der Mutlosigkeit konfrontirt. Nehmen wir dazu an, dass unter den heutigen Umständen an unseren Verteidigungswillen noch grössere, konstante, weltweite Anforderungen gestellt sind, die über die rein militärischen Aspekte hinausgehen.

Auf dem Fundament dieser zivilen Zusammengehörigkeit verlangt der Verteidigungswille auch die Bewahrung des kühlen Kopfes, die Bestimmung und den Mut, eine kontinuierliche Anstrengung, die nicht unbedingt zu den Tugenden einer Demokratie gehört und die sich gerne den Winden der Illusionen aussetzt.

Die Propaganda der Destabilisierung der Meinungen von aussen und von innen muss in Rechnung gestellt werden. Einige Zwischenfälle der letzten Zeit haben uns gezeigt und zeigen uns auch heute und anderswo, dass sie zum Arsenal des Krieges gehören, indem sie das Terrain vorbereiten, die Meinungen verwirren und den politischen Willen und die politische Fähigkeit im entscheidenden Moment schwächen wollen.

Wenige hundert – oder nur zehn – Männer oder Frauen, fanatisiert und in bekannten oder unbekannten Lagern technisch ausgebildet, vermögen Unsicherheit, Besorgnis, Verwirrung zu stiften und im entscheidenden Moment Zentralen, Depots, Verbindungen zu zerstören und damit die zivilen und militärischen Organe in ihrer Tätigkeit zu hindern oder auszuschalten. Weder die 50 Bundespolizisten noch die Grenzwachen vermögen hier viel zu ändern. Neben der Verstärkung der Mannschaften, der Ausbildung und der Ausrüstung der kantonalen und kommunalen Polizeien muss auch eine organische oder gelegentliche Hilfestellung der Armee in Betracht gezogen werden.

Kommen wir auf die rein militärischen Operationen zu sprechen. Vorerst die Hypothese eines Atomkrieges in grossem oder minimalem Stil.

Das sonderbare Konglomerat von militantem Pazifismus, dümmlicher Gutgläubigkeit und gewaltsamer Gewaltlosigkeit, das die totalitäten Staaten in Westeuropa und in den USA für ihre speziellen Zwecke herumgeistern lassen, spricht immer von der Atomwaffe, vom atomaren Holocaust und von der nuklearen Apokalypse. Das ist eine Erpressung, das beste Argument für die einseitige Abrüstung und eine Vorwegkapitulation. Welches sind die Möglichkeiten und die Auswirkungen einer solchen Drohung?

Zweifellos bedeuten die 50 000 atomaren Sprengköpfe in den Händen von Zauberlehrlingen eine Gefahr. Aber es trifft sicher auch zu, dass die Ausgeglichenheit der Nuklearstreitkräfte und die damit mögliche Gegendrohung einen Atomkrieg, ja einen Krieg auszulösen, allein aus Gründen des Überlebens, mit einiger Sicherheit verhindern kann.

Was haben auf unserer strategischen Ebene in Europa die SS 20 der Russen und die amerikanischen Raketen Pershing II, deren Stationierung auf Ende dieses Jahres vorgesehen ist und die in Westeuropa einen unheimlichen Wirbel verursacht, für eine Bedeutung? Gegenwärtig ist das Verhältnis der Zahl der Mittelstreckenraketen 3:4 für den Osten. Daraus bereits die Gefahr eines Krieges abzuleiten, erscheint mehr als fragwürdig.

Es ist unwahrscheinlich, dass man unserem Land die «Ehre» einer grossen Vernichtungsorgie erweist, die keinen Stein auf dem andern belässt und es ausradieren würde. Es ist viel einleuchtender, dass unser potentieller Gegner seine Atomwaffen auf jene richten würde, die zu Gegenschlägen in der Lage sind. Aber wir könnten am Rande hineingezogen werden und müssten mit punktuellen Aktionen rechnen.

Sollten die Zauberlehrlinge sich darauf kaprizieren – durch stillschweigendes Übereinkommen oder durch Vertrag – nur mit kleinkalibrigen oder sogenannten «sauberen Bomben» zu operieren und wir damit nur marginal in den Strahlungsbereich des Konfliktes hineingeraten, würden uns die Beschaffenheit des Terrains, die grosse Zahl an Schutzräumen, die Unterstände und Befestigungen an wichtigen Punkten, die relativ starke Mechanisierung zur Verhinderung von Einbrüchen und die Dichte der in die Tiefe gestaffelten Verteidigung eine Chance unseres Widerstandes belassen.

Diese Konzeption, mit grundsätzlich defensivem Charakter, darf nicht statisch sein. Der aktive und aggressive Widerstand muss auf allen Stufen und in allen Truppenteilen möglich sein.

Die Infanterie muss so formiert werden, dass sie die Geländeschwierigkeiten und die Unbilden der Witterung maximal ausnützen kann. Aber sie kann in der Ebene nicht allein zu Gegenschlägen gegen Panzer oder Luftlandetruppen ausholen.

Daraus resultiert das vom EMD auf Vorschlag der KML ausgearbeitete Armeeleitbild sowie die neuen Rüstungsbeschaffungen:

– das Sturmgewehr 1990, vom Parlament bereits mit dem Ziel gutgeheissen, eine leichtere Waffe im individuellen Kampf und insbesondere für die Mobilität und Verstärkung der Infanterie einzuführen;
– der Panzer Leopard 2, der im Rüstungsprogramm 1984 figuriert und mit dem die 3 mechanisierten Divisionen schneller und wirksamer operativ werden können;
– Panzerabwehrwaffe der Infanterieregimenter mit dem Ziel, die Mobilität, die Durchschlagskraft, die Panzerung zu erhöhen. Sie figuriert im Beschaffungsprogramm 1985;
– einen leicht zu manövrierenden und präzisen Kampfhelikopter, unserem Gelände angepasst und als Reserve des Armeekommandos zur Panzerbekämpfung vorgesehen.

Das schliesst sich an das an, was wir bereits für die Modernisierung der Flugwaffe, der Fliegerabwehr und der Artillerie getan haben und noch tun müssen.

Diese Konzeption, Milizarmee, Zivilschutz, Kriegswirtschaft, koordinierte Dienste wie Sanität, zivile Infrastruktur und militärische Funktionen geben unserer Verteidigung Substanz, Kraft und Glaubwürdigkeit.

Das genügt nicht. Diese Milizarmee, die mit dem Volk gleichzusetzen ist, bedarf ihrer eigenen Motivation, ihrer Überzeugung und ihres Engagements; sie bedarf aber auch des Verständnisses und der Unterstützung einer öffentlichen Meinung, der die Notwendigkeit der Verteidigung selbstverständlich ist und die auch die Vorbereitungen unterstützt; sie

muss sich dabei des Wertes der Gemeinschaft, die wir zu verteidigen haben, an deren Vervollkommnung wir arbeiten, der Freiheit und der sozialen Ausgewogenheit, von der alle profitieren, bewusst sein.

Es wäre falsch, hier nur die Jugend anzuklagen. Einige hundert Dienstverweigerer oder medizinisch Ausgemusterte, bei Gelegenheit einige Possen von hundert Krawallbrüdern dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass 35 000 junge Männer ihre Rekrutenschule mit unterschiedlicher Begeisterung, wie es übrigens immer der Fall gewesen ist, mit viel gutem Willen absolvieren und Tausende dazu bereit sind, die Opfer für eine Beförderung auf sich zu nehmen. Diese Jugend ist offen, ehrlich, kritisch, wenn wir ihr dazu Gelegenheit bieten und die bieten wir leider zu oft. Aber sie würdigt und respektiert klare Befehle und eine strenge Disziplin. Sie ist bereit, sich zu engagieren, wenn die Autorität des Vorgesetzten Achtung, Vorbild und Anforderung überzeugend zum Ausdruck bringt. Wie die Chefs so die Truppe. So rechtfertigt sich die prioritäre Bedeutung der Auswahl, der Rekrutierung der Kader, ihre Ausbildung und ihr Training. Auf dem Niveau der Truppe, der Kompaniekommandanten, der Bataillonskommandanten, der Instruktoren, wird das Bild der Truppe gezeichnet, der Eindruck auf das Volk geprägt. Es ist ja auch auf diesem Niveau, auf dem sich der Kampf abspielt, an der Waldecke, am Rand eines Dorfes und an der Wegkreuzung. Es ist zur Hauptsache der Kampf des Wachtmeisters und des Hauptmannes.

Damit ist auch die Bedeutung Ihres Engagements und Ihrer Ausbildung angesprochen. Die Armee – auch nicht die demokratische Gesellschaft – kann ihre Zielsetzungen und ihren Kampfwillen durch Impulse der Massen, durch kollektive Gebete fixieren; sie braucht Verwantwortliche, die bestimmen, vorschlagen, animieren und führen.

Ausbilden und erziehen

Korpskommandant Roger Mabillard, Ausbildungschef der Armee

(Deutsche Übersetzung des französischen Originaltextes)

Jeder bedeutsame Gedenktag – und der 150. Geburtstag der SOG ganz besonders – ist eine ausgezeichnete Gelegenheit, aus der Vergangenheit jene Lehren zu ziehen, mit denen wir die Gegenwart bereichern und die Zukunft aufbauen können.

Gewiss hat jede Epoche ihre eigenen Probleme, für die aus dem Zeitgeist und den Umständen eigenständige Lösungen gefunden werden müssen. Es gibt aber auch Konstanten, Aufgaben, die die Generationen überdauern. Stets und immer ist der Offizier auf Fragen um *Ausbildung und Erziehung* gestossen, zwei äusserst schwierige Gebiete, weil die Vielfältigkeit menschlicher Natur und menschlichen Handelns sie beeinflusst.

Bevor ich die heutige Lage auf diesen beiden Gebieten skizziere und deren Leitlinien definiere, sei mir eine Randbemerkung gestattet. Es gehört heute zum guten Ton, seinen Ausführungen einen Anstrich von *Moderne* zu geben, besonders wenn es sich um alte Themen handelt, zu denen «alles schon gesagt worden ist». Mit einem solchen Kunstgriff befleissigt man sich einer Pseudo-Originalität, die im Grunde nichts weiter ist als wohlgetarnte Zustimmung zu zeitgenössischen Meinungen. Ich widersetze mich derartigem, denn mir geht es darum, klar zu unterscheiden zwischen Dauerhaftem und Zufälligem, zwischen Sein und Schein, das «Wahre» zu suchen und nicht, mich der Demagogie zu widmen. Wenn man dagegen mit Moderne meint, die Lehre den Tatsachen eines modernen Konflikts anzupassen und neue Denkmodelle gestützt auf die heutige Bedrohung zu schaffen, dann schliesse ich mich ihr an.

Unsere Absicht muss sein, Ausbildung und Erziehung dem Bild anzupassen, das wir uns möglichst wirklichkeitsnah von einem modernen Krieg machen können, und nicht etwa unsere Forderungen und Methoden auszurichten auf die Sehnsucht, die Gewohnheiten oder gar die Utopien einer zeitgenössischen Gesellschaft. Für jede Armee ist Kriegstüchtigkeit das oberste und dauernde Ziel aller Anstrengungen bei der Ausbildung. Zur Zeit ist diese grundlegende Forderung nicht mehr für jedermann selbstverständlich, besonders wenn es darum geht, daraus die praktischen Folgerungen zu ziehen – ohne Kompromisse oder Konzessionen.

Jenseits aller Modeströmungen mit ihren flüchtigen und oft abwegigen Ideen bestehen zeitlose Werte, unwandelbare Grundsätze für die Führung und die Ausbildung der Armee. Ich möchte sie Ihnen in Form von Thesen vorstellen und sie unter dem Blickwinkel der Gestaltung unserer Milizarmee in den achtziger Jahren behandeln. Anders als Luther werde ich mich auf Skizzen beschränken und auch nicht deren 95 anschlagen, sondern ... nur jene, die mir wesentlich scheinen.

These eins

Auch heute wird der Krieg, in Friedenszeiten schon, durch die Geisteshaltung des Soldaten und Bürgers gewonnen oder verloren.

Wir sind in einen psychologischen Krieg miteinbezogen, in welchem die Förderung oder Zerstörung des *Wehrwillens der Nation* auf dem Spiel steht. Diese Tatsache ist so offensichtlich, dass Beispiele unnötig sind. Denn seit die Menschen Krieg führen, war die beste Strategie immer jene, den Gegner ohne oder mit geringstem Waffeneinsatz zu schlagen.

Im heutigen strategischen Umfeld ist die Erhaltung des Wehrwillens unseres Landes eine der Hauptverantwortungen des Offiziers. Entscheidend wichtig ist hierbei aber zu unterscheiden, was jeder als Bürger in seinem täglichen Handeln tun *muss*, und was in der militärischen Tätigkeit während des Dienstes zu erfolgen hat.

Der *Wehrwille* stützt sich auf drei Säulen:

– den Glauben an die Grundwerte unserer Zivilisation und die Überzeugung, dass unser politisches, wirtschaftliches und soziales System die Würde eines jeden Bürgers gut gewährleistet.

– Die Überzeugung, dass gewisse Werte über das Individuum hinausreichen und dass ihre Verteidigung von ihm das letzte Opfer fordern kann. So zum Beispiel, dass Freiheit und Gerechtigkeit über einem Frieden um jeden Preis steht. Letztlich, dass die *Art und Weise* des Lebens wichtiger ist als die Tatsache, dass man lebt ...

– das Vertrauen in die Güte und Qualität der Anführer, der Mittel und der Möglichkeiten.

Die kulturellen und politischen Elemente mit all den darin enthaltenen subjektiven und gefühlsmässigen Regungen, die sich in dieses Gebäude einfügen, verbieten es uns, während des Dienstes auf dieses Thema einzutreten. Denn es ist wichtig, in den Einheiten die Ordnung und Kameradschaft zu bewahren, die für eine erspriessliche Arbeit unerlässlich sind, Themen also zu meiden, aus denen Meinungsverschiedenheiten oder gar Streitigkeit entstehen könnten. Im Dienst muss sich die Meinungsbildung darauf beschränken, über die Gesamtverteidigung zu informieren, ganz besonders aber über die Armee, ihre Mittel und Möglichkeiten, und damit beizutragen, das Vertrauen in ihren Wert zu fördern. Indes ist es auch wichtig, auf Fragen politischer Art antworten zu können, aber ohne diese selber aufzuwerfen oder sich in eine Kontroverse einzulassen.

Das Schwergewicht der Bemühungen, die über die Bewahrung des Wehrwillens unserer Nation entscheiden, muss deshalb hauptsächlich im *zivilen* Bereich liegen, im Umfeld von Familie, Beruf und Bekanntenkreis jedes einzelnen Offiziers. Ausschlaggebend ist mehr denn je, dass etwas geschieht.

These zwei

Der Soldat im Atomzeitalter erlebt dieselben Leiden wie der römische Legionär.

Ohne Zweifel haben sich die Erscheinungsformen des Krieges erheblich gewandelt und vervielfältigt. Als extremste Anwendung der Gewalt aber hat sich der Kampf in seiner Urform für den einzelnen nicht verändert. Gewiss haben Wandlungen auf strategischer und taktischer Stufe stattgefunden, aber das Aufeinanderprallen der Einzelkämpfer unterwirft den heutigen Soldaten Prüfungen, die durchaus mit

jenen vergleichbar sind, die Soldaten in allen Schlachten der Weltgeschichte zu bestehen hatten. Es macht keinen entscheidenden Unterschied, ob man durch ein Schwert zweigeteilt, durch eine Artilleriesalve auseinandergerissen oder durch ein Nukleargeschoss in Materie verwandelt wird. Für den einzelnen ändern sich Angst, Leiden, Verwundung und Tod weder im Mass noch in ihrer Natur.

Letztlich ändern noch so gelehrte akademische Abhandlungen über die Formen eines möglichen künftigen Konflikts nichts daran, dass es sich um einen *Kampf* handelt, dessen Ausgang immer – immer noch – davon abhängt, dass man überzeugt ist, für eine gerechte Sache zu kämpfen, dass straff geführt wird und dass eine unerbittliche Disziplin herrscht, die vom einzelnen auch das letzte Opfer fordern kann.

Wie eh und je besteht die Pflicht des Offiziers also darin, sich selbst und seine Leute auf schreckliche Prüfungen vorzubereiten, die zu ihrer Bewältigung nötigen Qualitäten und Fähigkeiten zu entwickeln, als da namentlich sind: Selbstverleugnung, körperliche und geistige Widerstandsfähigkeit und der entschlossene Wille, den Feind zu schlagen.

Dies alles ist nichts Neues. Neu hingegen ist der breite Graben zwischen den harten Forderungen einer wirksamen militärischen Ausbildung zum einen und zum andern den grundsätzlich auf Sicherheit ausgerichteten Wunschvorstellungen und Gewohnheiten der westlichen Gesellschaft. Sitten und Erziehungsmethoden sowie die daraus entstehende Abnahme der physischen und psychischen Widerstandsfähigkeit, ein naiver Idealismus, ein lautstarker, bisweilen sogar demagogischer Pazifismus, ein gewisses ökologisches Überborden – dies alles trägt nicht dazu bei, dass der Bürger aus vollem Herzen die Zwänge einer militärischen Ausbildung akzeptiert, die ihr letztes Ziel verfolgt: die Kriegstauglichkeit.

Unter solchen Umständen wäre es eine tödliche Gefahr, die Armee zum mehr oder weniger getreuen Spiegelbild der heutigen Gesellschaft zu machen. Es wäre die verhängnisvollste Illusion, eine Armee «für friedliche Zeiten» zu schaffen und zu meinen, man könne ihr, beseelt vom Geist des «fünf vor zwölf», all jene Tugenden und Fähigkeiten wiederschenken, die für den Kampf nötig sind. Alle Armeen, die diesem Kunstgriff erlagen, sind in der Stunde der Wahrheit elendiglich zusammengebrochen.

Heute steht uns nur ein einziger Weg offen: die Anforderungen beibehalten und, wo dies notwendig ist, höher setzen, allen Widerständen zum Trotz, die ein solcher Entschluss weckt. Man muss wohlbewusst an hohen Forderungen Mass nehmen; die Grenzen steckt einzig die moralische Pflicht, die Gesundheit und um so mehr das Leben unserer Leute nicht aufs Spiel zu setzen.

In der Ausbildung geht es also darum, zwischen Wirksamkeit und Demagogie zu wählen, denn die Forderungen einer wirkungsvollen militärischen Ausbildung sind heute natürlich alles andere als populär. Taugliche militärische Ausbildung ohne Anstrengungen und ohne Risiken hat es nie gegeben, gibt es nicht und wird es auch nie geben.

These drei

Auch heute ist wahre Disziplin ein- und unteilbar.

Unser DR gibt zur Disziplin eine moderne, elegante, aber ein wenig akademische Definition, die zudem allzu subjektiven Auslegungen Tür und Tor öffnet. Wer für die Ausbildung der Truppe die Verantwortung trägt, muss die Dinge klarstellen.

Disziplin äussert sich in Gehorsam, Aufmerksamkeit, Selbstbeherrschung, Überlegung und initiativem Denken. Hinzu kommt für jeden Chef die Pflicht, unter allen Umständen das Beispiel zu geben und für seine Untergebenen hohe Forderungen zu stellen.

Diese Werte erwirbt man nur durch ein ständiges Fordern sich selbst gegenüber, und es ist klar, dass sie Zeitgeist und Zeitgunst von heute nicht besonders entsprechen.

In den letzten Jahrzehnten hat der Sinngehalt der Disziplin erheblich an Kraft verloren und für die meisten Menschen auch den Charakter eines *kategorischen Imperativs*. Viele Leute, die diszipliniert erscheinen, sind es in Tat und Wahrheit nur unter gewissen Umständen und mit erheblichen Vorbehalten. Zweifellos tragen dazu die demagogische Geisteshaltung unserer Zeit bei, ihre Begierde nach Rechten und ihre Genügsamkeit angesichts von Pflichten. Hinzu kommt gelegentlich eine irrige Vorstellung dessen, was geistige Unabhängigkeit und Initiative eigentlich sind oder wo ihre Grenzen liegen.

Für eine Armee, die daran denkt, wenn nötig zu kämpfen, ist diese Entwicklung beunruhigend. Zur Zeit muss das Schwergewicht der Erziehung ohne jeden Zweifel auf dieses Gebiet gelegt werden, ungeachtet der Gegenwirkungen und der Widerstände. Natürlich wäre es ungeschickt, Disziplin mit brutalen oder spektakulären Methoden aufzwingen zu wollen. Es kann nur ein langfristiges erzieherisches Handeln sein, wofür sowohl Motivation und Beharrlichkeit als auch Festigkeit nötig sind. Dabei müssen neben den verpflichtenden Aspekten der Disziplin auch diejenigen dargelegt werden, die Dynamik, Sicherheit und Schutz bringen.

Übrigens ist es auch an der Zeit, mit jenem Selbstbetrug aufzuhören, der zwischen *formaler Disziplin* und *funktionaler Disziplin* (oder «Kampf»-Disziplin, wie einzelne sie nennen) unterscheidet. Dieser Kunstgriff ist nur eine Ausrede für diejenigen, die nicht zu fordern wagen, ausser sie wüssten nicht um die Grundzüge menschlicher Natur. Das sind Tatsachen; es besteht deshalb eine gegenseitige Durchdringung und Beeinflussung zwischen äusserer Form und innerem Gehalt.

Wenn Sie die Formen vernachlässigen, schwächen Sie unweigerlich den Kern.

Selbstverständlich geht es nicht darum, einen hohlen Formalismus zu pflegen, sondern um die bestimmte Anwendung der Vorschriften des DR.

Tausende von Jahren kriegerischer Erfahrung bestätigen uns: Disziplin ist unteilbar.

Zum Gehorsam: Mehr denn je ist es wichtig, ihn ohne irgendwelche Kompromisse oder Zugeständnisse zu fordern. Die persönliche Meinung des Untergebenen zu einem erhaltenen Befehl wird nicht in Betracht gezogen; seine Pflicht ist es, sein Bestes zu geben und ihn auszuführen, damit hat's sich! Ein Befehl wird verstanden und ausgeführt und nicht etwa unter dem trügerischen Vorwand, man sei initiativ, interpretiert; der Befehl muss aber klar sein!

Hingegen erfordern die Merkmale des modernen Gefechts die Anwendung des Grundsatzes der *«Führung durch Zielsetzungen»*. Es ist heute entscheidend, dass der Chef sich darauf beschränkt, das Ziel zu bestimmen, es aber seinem Untergebenen überlässt, mit Initiative und Phantasie den Weg ins Ziel festzulegen. Dabei versteht es sich, dass man die Grenzen der Fähigkeiten eines Untergebenen beurteilen muss, bevor man ihm Handlungsfreiheit gewährt. Mit Zielsetzungen führen entbindet weder vom Denken, noch vom Beraten und noch viel *weniger vom Kontrollieren.*

Gehorsam und Initiative sind durchaus miteinander vereinbar. Im letzten bedeutet Disziplin ein festgefügtes Ganzes, unteilbar.

Dass Sie dies wissen, genügt nicht. Sie müssen Ihre Leute davon überzeugen.

These vier

Das Wesen des Krieges als solches erfordert eine Führung mit gedanklicher und methodischer Strenge.

Das Gesamtproblem der Menschenführung war in den letzten Jahrzehnten Thema unzähliger Seminare und gelehrter Studien, deren Umfang ganze Bibliotheken füllen könnte.

Das Gesamtergebnis solchen Bemühens ist sicher positiv. Die Bedeutung der Information, der Motivation und der Führungspsychologie betonen, die Methoden und Verfahren der Führung verfeinern, dies alles ist wertvoll und hat übrigens, als Ganzes betrachtet, auch einige greifbare Fortschritte gebracht.

Mit Blick auf die Vorbereitung der Armee auf den Krieg drängt es sich jedoch auf, gewisse Folgerungen und Empfehlungen aus diesen Arbeiten zu nuancieren und einige ihrer gefährlichen Irrwege blosszulegen.

Ein grosser Teil dieser Forschungen geht in der Tat offensichtlich von einem Bestreben um Modernismus aus. Dies schlägt sich zum ersten in einem Subjektivismus nieder, der dem Individuum eine alles überragende Stellung gegenüber der Gruppe einräumt; zum zweiten in einer Überbewertung der Motivation und der Überzeugung gegenüber der Anstrengung und dem Kampf, die unerlässlich sind, will man ein konkretes Ziel um jeden Preis erreichen; zum dritten in einer übersteigerten Bedeutung eines guten Arbeitsklimas und eines guten Einvernehmens zwischen den Stufen der Hierarchie, obwohl in der Wirklichkeit Spannungen oft unvermeidlich sind, wenn jeder sich einer strengen Disziplin unterziehen muss, damit ein Ziel verfolgt werden kann.

Eine solche Vorstellung von Führung ist doch etwas zu naiv, als dass sie wirkungsvolles Handeln in einer Krisensituation verbürgen könnte. Eine Armee ausbilden heisst aber nun einmal, sie darauf vorbereiten, wirkungsvoll zu handeln, wenn eine äusserste Krisensituation eintritt, die man Krieg nennt. Dies erfordert in der Führung Härte und Realismus, die man schon in Friedenszeiten erlernen und annehmen muss, denn es wäre eine Illusion zu glauben, Vorstellungen und Gewohnheiten würden sich in der Stunde der Wahrheit zum Bessern wenden. Dann ist es zu spät.

Konkret heisst das:

— der Chef muss der Ordnung und der Disziplin seiner *Truppe* den Vorrang einräumen vor den persönlichen Belangen jedes Einzelnen.

Dazu gehört unter anderem, dass die Anwendung der Disziplinarstrafgewalt vermehrt diesem Grundsatz Rechnung tragen muss.

— mag es auch um die Motivation und das Vertrauen seiner Leute aufs beste bestellt sein, muss der Chef sich dennoch der Tatsache erinnern, dass in bestimmten Umständen, unter dem Einfluss starker physischer und moralischer Erschöpfung, nur gnadenlose *Kraft* des Vorgesetzten eine Truppe auf dem geraden Weg bewahrt.

— jeder Chef muss vom Führen eine realistische Auffassung haben, frei von jeder Gefühlsduselei. Dies bedeutet, den Mann und die Truppe so zu sehen, wie sie sind: mit ihren Qualitäten und Fehlern, ihren Stärken und Schwächen, ihren Tugenden und Mängeln.

— schliesslich muss sich jeder Chef damit abfinden, an seinen messbaren Erfolgen gemessen zu werden, und nicht an seinen guten Absichten.

In der Ausbildung unserer Offiziere muss der Vorrang wieder dem *Charakter* gegeben werden, der geistigen, psychischen und physischen *Stärke* und dem *Wirklichkeitssinn*. Psychologie ist ein Mittel und nicht ein Zweck. Es steht nicht zur Diskussion, die Verfahren und Methoden gering zu schätzen, aber sie sind lediglich Hilfsmittel. Es wäre falsch, diese Auffassung von Führung als unmenschlich zu bezeichnen. Strenge ist durchaus mit Achtung des Menschen vereinbar. Diese Achtung bedeutet, ihn als für seine Taten selbstverantwortliches Wesen zu behandeln, und nicht, für ihn nach Entschuldigungen für alles und jedes zu suchen. Im übrigen ist es jedes militärischen Führers Pflicht, jedermann, ob Vorgesetzten, Gleichgestellten oder Untergebenen, vorrangig als Diener an einer Sache zu betrachten, als Glied einer Schicksalsgemeinschaft, und nicht als egoistischen Interessenträger.

These fünf

Keine Schlacht der Geschichte wurde ohne Offensivgeist gewonnen. Das wird auch in Zukunft so bleiben.

Der Wille, sich zu schlagen und den Gegner zu schlagen, ist sogar für den Erfolg bei einem Fussballmatch unabdingbar. Dieser Wille stützt sich vor allem auf *Vertrauen:* Vertrauen in sich selbst, Vertrauen in seine Mittel und Möglichkeiten, Vertrauen in die Führung.

Selbstvertrauen gründet in der Gewissheit, die intellektuellen und moralischen Kräfte, die psychische und physische Ausdauer zu besitzen, die es erlauben, aussergewöhnliche Prüfungen zu bestehen. Gewiss kann man in Friedenszeiten die Leiden und Wechselfälle des Krieges nicht simulieren, aber man muss darnach trachten, die Fähigkeiten bestmöglich zu entwickeln, mit denen man ihrer Herr wird. Indessen entfalten sich diese Fähigkeiten nur dank harter und ausdauernder Schulung. Der Erwerb technischen Wissens und Könnens genügt nicht; dazu gehört auch das *«Durchhalten»*. Unsere Lehrpläne müssen diese Notwendigkeit berücksichtigen.

Was das Vertrauen in die Mittel betrifft, so muss in unserem Zeitalter, da pessimistische Kritik im Schwange ist, daran erinnert werden, dass es Aufgabe des Offiziers ist, seine Leute zu lehren, aus der derzeit vorhandenen Bewaffnung und Ausrüstung das Beste zu machen und nicht, sie zu kritisieren. Sie sind nicht vollkommen, aber wenn sie in einem so starken Gelände wie dem unsrigen sinnvoll eingesetzt würden, hätten sie erhebliche Wirkung. Alles in allem betrachtet, können wir vor der Truppe über unsere Mittel zur Zeit ehrlich eine letztlich durchaus positive Bilanz ziehen.

Die Stärkung des Vertrauens in unsere eigenen Möglichkeiten erheischt zudem, dass die nukleare Bedrohung objektiver analysiert wird. Es geht dabei darum, die Unwirklichkeit der Alternative «entweder Friede» oder «totale Zerstörung» aufzuzeigen und begreiflich zu machen, dass es zwischen diesen Extremen eine ganze Palette verschiedenster Konflikte gibt, in denen unsere Armee gute Aussichten hätte, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Die Notwendigkeit des Vertrauens in die Führung ist so offensichtlich, dass Erläuterungen eigentlich überflüssig wären. Ich möchte dennoch eine Seite des Problems ausdrücklich erwähnen. Unser System erfordert, dass jeder Offizier für eine zweifache Aufgabe ausgebildet wird: jene des Führers und jene des Ausbilders. Für die zweite ist es nötig, sich eine besondere Technik anzueignen, ja sogar unterschiedliche Vorgehensweisen; dies macht das Problem nicht einfacher.

Im Blick auf die Bedeutung des Vertrauens der Truppe in ihre Führer muss indessen das Schwergewicht in der Ausbildung unserer Offiziere auf ihre Fähigkeit gelegt werden, *in Krisenlagen zu führen.* Zuerst ist man Chef, dann erst Ausbilder. Dieser Grundsatz muss die Auswahl zur Weiterausbildung prägen.

Offensivgeist gründet also unabdingbar auf Vertrauen. Dieser äussert sich darin, dass die natürliche Aggressivität

gewollt und bewusst zu gegebener Zeit und für die Dauer der beabsichtigten Aktion freigesetzt wird. Es ist in der militärischen Ausbildung notwendig, die Aggressivität zu fördern, aber dabei zu lernen, sie zu kontrollieren, das heisst ihr nur wohlüberlegt freien Lauf zu lassen. Wenn wir eine wirksame Armee wollen, müssen wir den Mut haben, es zu sagen und es zu tun, und uns trauen, zur Heuchelei unserer Gesellschaft nein zu sagen, die zwar die Aggressivität sittsam verurteilt, sie aber insgeheim selbst handhabt.

Schliesslich ist es wichtig, dass die Führung es versteht, die günstigen Gelegenheiten zu erkennen, zu ergreifen und offensiv zu nutzen, um den Gegner zu schlagen. Solche Gelegenheiten ergeben sich im allgemeinen im Durcheinander des Gefechts, in Lagen, die sich rasch entwickeln, und in Momenten äusserster Spannung.

Deshalb muss die Führung in *Krisensituationen* ganz besonders betont werden, das heisst: schnell entscheiden, ohne alle Tatsachen vollständig und genügend zu kennen, bedachte, aber erhebliche Wagnisse eingehen, vereinfachte Verfahren anwenden.

Dies alles bedeutet keineswegs eine umwälzende Änderung unserer Schulung. Eine vertiefte Beurteilung der Lage, ein vernünftiger Grundentschluss, ein wohlerarbeiteter Kampfplan, all das bleibt grundsätzlich unverzichtbar. Aber auf dieser Grundlage müssen wir eine Geisteshaltung, eine Denkart und eine Technik fördern, die es uns schliesslich gestatten, unser Gesetz des Handelns dem Gegner aufzuzwingen, wo immer es geht.

These sechs

Keine Technik lässt sich beherrschen, ohne dass man sie immer neu wiederholt, notfalls bis zur Langeweile.

Die meisten modernen Lehrtechniken trachten darnach, den Schüler beim geforderten Aufwand zu entlasten, sei es durch eine fesselndere Vielfalt der Tätigkeiten, sei es durch deren kürzere Dauer. In der Armee ist dieses Bestreben an sich kein Übel, sofern die besonderen Merkmale der militärischen Ausbildung beachtet werden. Die Ausbildung an den Waffen und Geräten, in den Techniken, muss ihre *automatische Handhabung* anstreben, damit der Kämpfer seine ganze Aufmerksamkeit auf den Kampfverlauf richten kann. Ein solcher Automatismus lässt sich jedoch nur durch zahllose Wiederholungen der gleichen Bewegungen erwerben, durch Drill, der notwendigerweise langweilig ist.

Unannehmbar ist nur jene Langeweile, die aus vermeidbaren Zeitvergeudungen und aus Untätigkeit entsteht, nicht aber solche, die für *Wiederholungen* notwendig ist.

Fügen wir noch hinzu, dass ein Chef, der entschlossen ist, klare Ausbildungsziele zu erreichen, sich oft veranlasst sieht, wiederholen zu lassen, was nicht gelang. Dies braucht Zeit und ist ein Grund mehr, die Programme nicht zu überladen, mutig das wirklich Notwendige vom Wünschbaren zu trennen. In einem Milizsystem kann nur das Nötige erreicht werden.

Diese sechs einfachen Thesen entsprechen gesundem Menschenverstand und sind sogar offensichtlich, aber in ihnen stecken auch Jahrtausende militärischer Erfahrung. Vergessen wir nie, dass jede Einrichtung, auch die Armee, Gefahr läuft zu verkümmern und unterzugehen, wenn sie die grundlegenden Prinzipien vergisst, die ihre Tätigkeit vorzeichnen, oder wenn sie sie übertreibt. In der täglichen Arbeit müssen wir also stets Entschlossenheit und Logik mit Masshalten paaren. Vergessen wir dies nie.

Zum Abschluss

Die Geschichte unserer Milizarmee ist von einer langen Reihe von Schwierigkeiten gekennzeichnet, die oft erheblich waren. Ihre Aufgaben, ihr Einsatz, ihre Bewaffnung und ihre Ausbildung boten stets Anlass zu heftigen Meinungsverschiedenheiten. Selten gab es Augenblicke von Einmütigkeit und Einheit.

Dessenungeachtet hat unsere Armee, trotz zahlloser und vielfältiger Widerstände, erhebliche Fortschritte gemacht, und sie ist heute, mehr denn je in der Vergangenheit, besser für ihre Aufgaben gewappnet.

Dieses beachtliche Ergebnis verdanken wir all unseren älteren Kameraden, die leidenschaftlich für die Förderung unserer Landesverteidigung gekämpft haben. Schwierigkeiten und Widerstände gaben ihnen mehr Anlass, zu handeln und durchzuhalten als den Mut sinken zu lassen. Sie verdienen es, uns ein Beispiel zu sein und, an diesem Geburtstag, unseres Dankes und unserer Ehrerbietung versichert zu sein.

Nichts war in der Vergangenheit einfach, und so wird es auch in Zukunft sein. Ich fordere Sie deshalb auf, in Ihrer Eigenschaft als Bürger vor allem, sich mutig einzusetzen, damit unsere Armee nicht unter dem Druck der Konjunkturprobleme verkümmert oder den trügerischen Lockrufen von Bequemlichkeit und Demagogie erliegt. Wenn Sie als Offiziere im Dienst sind, erwarte ich von Ihnen, dass Sie sich bei der Erziehung, Ausbildung und Führung Ihrer Truppe immer von der Kriegstüchtigkeit als letztem Ziel leiten lassen. Dies geht nie ohne Strenge, ohne Anstrengungen und ohne Risiken.

Zum Schluss wünsche ich Ihnen allen das Vertrauen und die Kraft, die zur Erfüllung Ihres bedeutsamen Auftrags nötig sind.

Unsere Rüstung im Spannungsfeld Kleinstaat — Technik — Finanzen

Korpskommandant Jörg Zumstein, Generalstabschef

I.

Bei Anlass des 150jährigen Bestehens der Schweizerischen Offiziersgesellschaft darf wohl etwas in die Geschichte tauchen, wer den Auftrag übernommen hat, über dieses Thema zu reden. Historischer Bezug soll indessen nicht verdecken, dass hier und jetzt mit direktem Blick auf die gegenwärtige und künftige Rüstung unseres Heeres Auskunft gegeben wird, und dass da auch einiges an Engagement mitschwingt, ist doch der Generalstabschef seit dem 1. März 1981 als Vorsitzender des Rüstungsausschusses in Pflicht genommen.

Kleinstaatlichkeit ist den Eidgenossen 200 Jahre nach Morgarten in der Schlacht von Marignano bewusst gemacht worden. Der Chronist begründet diesen Verzicht auf die Stellung einer europäischen Grossmacht mit eindrücklichen Worten:

«Denn die Eidgenossenschaft verfügt über keine, auch den bescheidensten Verhältnissen genügende einheitliche Verfassung; sie besass kein taugliches Instrument für den internationalen diplomatischen und informatorischen Dienst; sie entbehrte der gewaltigen materiellen und finanziellen Mittel, die eine aktive und vor allem kriegerische Aussenpolitik ermöglicht hätten; ihr fehlten besonders die Mittel zur Modernisierung ihres Heeres, die hauptsächlich eine Artillerie und Kavallerie im Ausmass des Massenhaften verlangt hätte. Die Eidgenossen bleiben militärisch ganz wesentlich eine höchst bewegliche Fusstruppe, geeignet für die offene Feldschlacht.» [1]

Marignano wurde so Schwelle und Wende. Fortan hatten die Eidgenossen die Ausrüstung nicht mehr, sich einem Gegner dort zu stellen, wo dieser überlegene Mittel ungehindert zur Wirkung bringen konnte. Demgegenüber bleibt **Morgarten** bis zum heutigen Tage leuchtendes Beispiel erfolgreichen Zusammenwirkens beweglich und statisch eingesetzter Kräfte und gekonnter Ausnützung eines Geländes, das von seiner Beschaffenheit her das Handeln des Gegners behindert und jenes der eigenen Verbände erleichtert.

Allerdings gibt es nun in zunehmendem Masse Einschränkungen für die Infanterie, die in ihrer Bewegung durch beobachtetes und gerichtetes, mehr und mehr aber auch durch unbeobachtetes, flächenhaft wirkendes Feuer und chemische Kampfstoffe gefährdet ist. Es kommt hinzu, dass der Infanterist heute im Volkskörper kaum noch in jener Zahl zu finden ist, aus der sich einst die bärenstarken Krieger rekrutierten, vor denen europäische Königsthrone zitterten. Im Jahre 1980 waren von 1000 Arbeitnehmern nur noch 73 im Primärsektor beschäftigt; dafür verdienten 397 im sekundären und 530 im tertiären Sektor ihr Brot.[2]

Hodlers «Holzfäller», als Archetyp eines potentiellen eidgenössischen Kriegers, wird langsam, aber sicher durch das Bild eines feingliedrigen Funktionärs ersetzt, der seinen kurzen Arbeitstag im klimatisierten Raum vor einem Computer-Terminal verbringt.

Diese, nur skizzenhaft vorgetragenen Darlegungen machen ein Spannungsfeld deutlich, das wir im folgenden von einigen Eckwerten her ausleuchten wollen. Wir werden dabei auf jene Erkenntnisse stossen, die für die Planung und Beschaffung unserer Rüstung wesentlich sind.

Eine Bemerkung sei noch gestattet. «Rüstung» ist ein alter schweizerischer Ausdruck für Wehr und Waffen. Die jährliche Botschaft des Bundesrates über die Beschaffung von Kriegsmaterial heisst denn auch offiziell «Rüstungsprogramm». Das Wort «Rüstung» gerät heute — und der Vorgang ist von gesellschaftspolitischer Relevanz — in die Nähe von Wortverbindungen, die sich zur Manipulation von Meinungen eignen. Schweizerische Rüstung ist Aufrechterhaltung jenes Ausrüstungsstandes unserer Armee, dessen sie zu einer respektgebietenden Verteidigung im Sinne unserer Sicherheitspolitik bedarf. Schweizerische Rüstung ist weder ein automatisches Mitmachen in der Rüstungsspirale, noch Rüstungswettlauf, noch Aufrüstung schlechthin. Schweizerische Rüstung ist aus Gründen, auf die noch einzutreten ist, und bei Licht betrachtet, näher bei «**Unter**-Rüstung» als bei «**Auf**-Rüstung». Das muss hier in aller Deutlichkeit und gerade zu jenen «terribles simplificateurs» gesagt werden, denen jeder Trick recht ist, um immer neue Scharen von Demonstranten vor ihren Karren zu spannen!

II.

Der Kleinstaat — beizufügen ist: der **neutrale** Kleinstaat — ist durch räumliche Enge, geringe Bevölkerungszahl, beschränkte finanzielle, technische und wirtschaftliche Ressourcen gekennzeichnet. Neutralität bedeutet Blockfreiheit, Pflicht, sich aus den Händeln anderer herauszuhalten, und damit indirekt auch Verzicht auf die Ausfuhr von Kriegsmaterial in effektive oder potentielle Konfliktgebiete. Mit Blick auf die Rüstung heisst diese Situation also Bescheidung, streckenweise auch Verzicht.

Kleinstaatlichkeit, beispielsweise in Verbindung mit dem Milizsystem, ergibt noch andere Wirkungen. So etwa die, dass in diesem Land auf jeden vierten Stimmbürger mindestens einer kommt, der einmal Militärdienst geleistet hat oder noch leistet und deshalb auch als «Militärexperte» auftritt. Die parlamentarische Demokratie weist in ihren Institutionen eine grosse Zahl solcher Experten auf. Kurze Wege, ein hoher Grad an Transparenz in allen Dingen und die direkte Verankerung dieser Institutionen im Volk führen dazu, dass hierzulande Rüstung «auf dem Marktplatz» betrieben werden muss. Das hat Vor- und Nachteile. Bei den Vorteilen ist die motivierende Wirkung populärer Beschaffungen nicht zu übersehen. Zu den Nachteilen werden wir zu zählen haben, dass ausländische Stellen uns modernste Technologie nur zögernd anvertrauen, weil bei solcher Öffentlichkeit missbräuchlicher Transfer von Technologie nicht zum vornherein auszuschliessen ist. Wir beeilen uns beizufügen, dass die Schweizer indessen als gründliche und gewissenhafte Partner gelten.

Wir haben vor einigen Jahren Thesen zur Rüstungsbeschaffung aufgestellt und damit auch einen gewissen Standortbezug verbunden. Neben der bereits genannten «Marktplatz-Situation», in welcher in der Schweiz Rüstung betrieben werden muss — im Gegensatz etwa zur totalitären Grossmacht, welche die Völker der freien Welt periodisch

und überraschend mit dem massiven Vorhandensein von Waffensystemen konfrontiert – scheinen uns folgende vier Thesen wichtig:

1. Der Kleinstaat kann sich nicht an der Eskalation der Rüstung beteiligen, wenn er auch in allen Beschaffungen eine genügende Wirkung der Systeme zur Voraussetzung für ihre Einführung machen muss. Da überlegene Leistung der Systeme wohl anzustreben ist, aber in den meisten Fällen Wunschtraum bleiben wird, muss bei uns auf die Wirkung im Verbund abgestellt werden. Was dem Waffensystem zur überlegenen Wirkung fehlt, muss in andern Bereichen wettgemacht werden. Wir zählen dazu das Gelände, aber auch die Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit unserer Soldaten. Wer die strategische Defensive betreibt, kann das Gelände für die Abwehr vorbereiten, die nötigen Kampfbauten und Hindernisse installieren, eine Führungs- und Übermittlungsinfrastruktur aufziehen, die logistische Unterstützung so organisieren und dotieren, dass eine optimale Überdeckung vorhanden ist.

2. Auf **Perfektionismus** in der Rüstung ist zu verzichten. Der Volkswirtschafter weiss um die hohen Kosten der letzten produzierten Einheit. Auch in der Rüstung gibt es Kosten/Nutzen-Überlegungen, auch hier werden Grenzkosten wirksam. Nicht nur wir Schweizer, auch Industrienationen, die bis anhin mit der grossen Kelle anzurichten gewohnt waren, stellen heute solche Überlegungen an. Eine davon geht dahin, dass die Lebensdauer komplexer und deshalb teurer Systeme verlängert werden muss. Kampfpanzer dürften inskünftig bis zu 50 Jahre lang gebraucht werden, Kampfflugzeuge weit über 20 Jahre. Dass der Sohn noch dieselbe Maschine fliegt, wo bereits sein Vater sass, das kommt nicht nur bei uns vor, das gibt es auch in den Vereinigten Staaten. Voraussetzung ist indessen, dass solche Systeme bei jeder technischen Revision auch einer systematischen Leistungsverbesserung unterzogen werden. Dieses Zuwachspotential muss schon bei der Beschaffung ermittelt und in Rechnung gestellt werden. Unter diesem Gewichtspunkt bringt ein Kampfpanzer mit einer Kanone vom Kaliber 120 Millimeter ein grösseres Zuwachspotential mit als sein Konkurrent mit einer 105-Millimeter-Kanone.

Verzicht auf Rüstungsperfektionismus heisst auch Inkaufnahme eines gewissen **Risikos**. Unter-Rüstung hat deshalb immer auch mit **dem** Mut zu tun, den Adrian von Bubenberg mit dem Offenlassen der Tore Murtens während der Belagerung bewies.

3. Rüstung soll, wenn immer möglich, einen **hohen Inlandteil** aufweisen. Wir wissen wohl alle, dass Rüstung nicht zur Erhaltung notleidender oder überholter Wirtschaftsstrukturen dienen kann, jedenfalls nicht in einem Lande mit freier Marktwirtschaft. Eine Beteiligung der einheimischen Industrie ergibt Vorteile. Waffensysteme, die ganz oder teilweise im Inland gefertigt worden sind, können hier besser revidiert und kampfwertgesteigert werden. Zwischen der Industriebasis und dem Benützer kann ein Informationsaustausch stattfinden, der für Unterhalt, Ausbildung und Betreuung im Einsatz unerlässlich ist. Wir glauben auch, dass die Übernahme anspruchsvoller Projekte durch die Industrie dieser zu einem Lernprozess verhelfen kann, der sich noch auf ganz andern Gebieten – auch solchen ziviler Natur – positiv auswirken mag. Es ist auch nicht dasselbe, ob das Material, das unsere Soldaten einsetzen, in schweizerischen oder in fremden Werkstätten entstanden ist. Es gibt da auch nicht quantifizierbare Wirkungen, die sich noch in der Handhabung des Materials niederschlagen!

4. Die schweizerische Rüstung kommt ohne eine Rüstungspolitik nicht aus. Eine solche Politik soll auch zur nötigen **Kontinuität** bei der Rüstungsbeschaffung verhelfen.

Leider ist die Geschichte unserer Rüstung reich an negativen Beispielen für mangelnde Kontinuität. Ohne bei den hoffnungsvollen Anfängen einer schweizerischen Raketenartillerie verweilen zu wollen, die im vergangenen Jahrhundert nach kurzer Existenz wieder aufgelöst wurde, seien hier die Flugzeuge N 20 und P 16 oder der Neue Kampfpanzer schweizerischer Fertigung genannt. Projekte, die bei einigermassen konsequenter Führung und genügender Bereitschaft zum Risiko einmal hätten Beschaffungsreife erreichen können. Rüstungsbeschaffung im Auf und Ab von Optimismus und Verzagtheit ist eine teure Angelegenheit, ein Mehrfaches teurer wohl als die Finanzierung des Sprunges über letzte Hürden!

Gestatten Sie uns, unter dem Stichwort «Kontinuität» auch jener Legende entgegenzutreten, die aus der vorgezogenen Beschaffung einer zweiten und dritten Serie schwerer Geländelastwagen eine Rettungsaktion für eine gefährdete Unternehmung machte. Der Antrag zur Beschaffung der vollen Zahl von 1200 Lastwagen wurde vom Generalstabschef persönlich gestellt. Ohne diese Massnahme wäre die Armee auf einer ersten Serie von 400 Fahrzeugen sitzengeblieben, die übrigen hätten wegen Einstellung der Fabrikation nicht mehr geliefert werden können. Das hätte gegen den Grundsatz der Kontinuität verstossen. Wir wären auch gezwungen gewesen, für diese 400 Lastwagen, also für kaum mehr als einen Zehntel unserer Lastwagenflotte, über das ganze Land verteilt die nötige Logistik aufzuziehen. Dass die Armee, die jährlich 200 alte Lastwagen ersetzen sollte und dies schon seit einigen Jahren unter dem Zwang der Umstände nicht getan hat, auf die 1200 schweren Lastwagen nicht verzichten kann, wird von Monat zu Monat deutlicher.

III.

Rüstung im Kleinstaat kann nicht von Utopien leben und nicht auf tönernen Füssen stehen. Technische Grenzen, auch solche der Kapazität in den Bereichen Forschung und Entwicklung, die Unmöglichkeit, hohe Entwicklungskosten über grosse Serien abzuschreiben – mitverursacht durch das Waffenausfuhrverbot –, allgemeine finanzielle Restriktionen – das Eidgenössische Militärdepartement hat sich jahrelang als einziges Departement strikte an die vorgelegten Finanzpläne gehalten – sind sehr reale Faktoren, die in Rechnung zu stellen sind.

Der Generalstabschef hat sich zu den finanziellen Fragen der Rüstung im gegebenen Zeitpunkt mit aller gebotenen Deutlichkeit zum Wort gemeldet. Hier ist nicht der Ort, um diese Dinge zu wiederholen. Lassen wir es bei der Feststellung sein Bewenden haben, dass diese Äusserungen einen Prozess ins Rollen brachten, in dessen Folge der Finanzrahmen für militärische Investitionen nicht entscheidend verkleinert werden soll.

Denn hier muss nun mit aller Deutlichkeit gesagt werden, dass unsere Armee weder heute noch in der Zukunft ohne modernes Kriegsmaterial auskommen kann. Das neue Armeeleitbild weist darauf hin, dass solchem Material eine Art von Rückgratfunktion zukommt. Unser grenzfester Ort liegt 70 km von der nächsten Grenze weg. Der Kleinstaat hat kaum räumliche Tiefe. Um so mehr ist er auf Rüstungsmaterial angewiesen, das aus dem Stand eine hohe Wirkung ergibt. Modernes Material ist zudem bedienungsfreundlich, wenn man vom vertieften Unterhalt absieht. Es gibt hier kaum Probleme für ein Volk, dessen Fabriken, Labors, Spitäler und Wohnungen einen derart hohen Stand technischer Perfektion erreicht haben. Einem Volk, das sich im Alltag mit so viel Technik auseinandersetzt, kann man nicht im Militärdienst und ganz gewiss nicht im Hinblick auf den im Ernstfall

erwarteten Einsatz zumuten, sich mit einer Ausrüstung zufriedenzugeben, deren Hauptkriterium Primitivität wäre.

Solches ist auch zu bedenken, wenn jetzt schon bald, nämlich mit dem Rüstungsprogramm 1984, die Reihe jener Massnahmen eingeleitet werden soll, die zum nächsten Ausbauschritt der Armee gehören. Dass am Anfang der Antrag zur Beschaffung eines neuen Kampfpanzers steht, bedeutet keine Wende in unserer operativ-taktischen Doktrin. Dieser Schritt ist die konsequente Anwendung von Grundsätzen, wie sie vor Ihnen entwickelt worden sind. Und wenn der finanzielle Brocken auch sehr gross erscheinen mag, so ist eben in Rechnung zu stellen, dass sich diese Beschaffung über eine lange Reihe von Jahren hinziehen wird.

Neues und Kühnes begegnet in einem Kleinstaat mit anderthalb Millionen «Militärexperten» zweifellos auch gewissem Widerstand. Da sehen wir auch eine Aufgabe für die Wehrverbände, insbesondere für die in der Schweizerischen Offiziersgesellschaft zusammengeschlossenen Offiziere: Verständnis für das zu schaffen, was heute in den Leitbildern der Armee und im Ausbauschritt, aber auch in den neuen Führungsvorschriften der Armee festgelegt ist. Im Spannungsfeld Kleinstaat — Technik — Finanzen ist Rüstung wohl schwierig, aber machbar, wenn aufgeklärte Köpfe und zuversichtlicher Wille zusammenwirken. Das Ziel bleibt auch nach 150 Jahren dienender Kameradschaft dasselbe: Jene Wehr zu erhalten, die für den Frieden in Freiheit nötig ist.

[1] Emil Dürr: Eidgenössische Grossmachtpolitik im Zeitalter der Mailänderkriege. In: Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 4, S. 673 f. Bern, 1933

[2] Nach Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1981, S. 364 f.